

## 8. Disziplinierung und Subjektivierung

Bevor im Schlusskapitel einige Herausforderungen zeitgenössischer Bildungstheorien skizziert werden, stelle ich abschließend zwei Positionen dar, die zu vielen der bisher diskutierten enge Verbindungen unterhalten. Michel Foucault und Judith Butler haben nicht allein die Sozialphilosophie und die Wissenschaftsgeschichtsschreibung, die Politische Theorie sowie die Geschlechterforschung nachhaltig inspiriert; sie können auch zu den wichtigsten Referenzen einer machtkritischen Bildungstheorie gezählt werden. Es ist auch ihren Arbeiten zu verdanken, wenn gegenwärtig die Anstrengungen deutlich intensiviert werden, Bildung neu zu buchstabieren und empirisch zu erforschen.

Dies geschieht vor dem Hintergrund einer Krise der Kritik. Das Vertrauen in die theoretischen Werkzeuge, deren sich noch die Vertreter der Kritischen Theorie bedient hatten, ist – so scheint es – weitgehend aufgebraucht (vgl. Thompson 2004; Rieger-Ladich 2014a). Eine ganze Reihe von Studien hat nachgewiesen, dass der Kapitalismus von der an ihm vorgetragenen Kritik in erheblicher Weise profitiert hat. Er hat sich, so die unbequeme Diagnose etwa von Luc Boltanski und Ève Chiapello (2003), durch diese Kritik gleichsam verjüngt und erneuert. Gestützt auf die Analyse zeitgenössischer Managementliteratur, weisen sie nach, dass viele Unternehmen von der Kritik, die im Feld der Kunst und der Sozialen Bewegungen entwickelt wird, gelernt haben. Immer häufiger verhält daher die Kritik unge-

hört – oder sie wird auf diskrete Weise vereinnahmt. Es ist daher nur folgerichtig, dass Jan Masschelein vor den Selbstgewissheiten einer kritischen Attitüde warnt und auf die schleichende Entwertung des kritischen Vokabulars hinweist: »Begriffe wie Autonomie, Selbstbestimmung, Kritik, Befreiung haben [...] die Fronten gewechselt« (Masschelein 2003: 129).

In der Folge muss es auch nicht verwundern, dass das Interesse an theoretischen Konzepten merklich zurückgeht, die mit binären Unterscheidungen wie Autonomie/Heteronomie und Mündigkeit/Unmündigkeit operieren. Ungleich stärker gefragt sind seit den 1990er Jahren Ansätze, die auf solche Gegenüberstellungen weitgehend verzichten, die stattdessen mit der Komplizenschaft der kritischen Praxis rechnen und davon absehen, als Kronzeugen der Kritik ein makellooses Subjekt aufzurufen (vgl. Brinkmann 1999). Die Herausforderung, vor der solche Konzepte stehen, besteht nicht zuletzt darin, das Zugleich von Unterwerfung und Befreiung zu denken – und dies von einer Position aus, die eben nicht jenseits der inkriminierten Verhältnisse angesiedelt ist. Entsprechend stehen auch die Bildungsprozesse, die es in den Blick zu nehmen gilt, den Herrschaftsverhältnissen nicht einfach gegenüber. Statt also die Vorgängigkeit eines unschuldigen Subjekts zu behaupten, das von den herrschenden Verhältnissen »beschmutzt« und »befleckt« wird, das seiner selbst »entfremdet« wird, rechnen die neuen Konzepte mit dem komplizierten Ineinander von Unterdrückung und Aufbegehren. Sie thematisieren das Ringen um ein Mehr an Handlungsspielräumen, ohne dabei einen souveränen Akteur zu unterstellen, und lenken zu diesem Zweck das Augenmerk auf die Genese des Subjekts. Zum Gegenstand der Bildungstheorie werden in der Folge die sozialen Praktiken der Subjektivierung.<sup>19</sup>

Einer der wichtigsten Stichwortgeber für bildungstheoretische Reflexionen dieser Art ist Michel Foucault. Nach dem Besuch der



École normale supérieure und einigen Stationen im Ausland wurde er 1970, im Alter von nur 46 Jahren, an das Collège de France in Paris berufen, wo er einen Lehrstuhl für die Geschichte der Denksysteme bekleidete. In seinen materialgesättigten Studien, über deren Entstehung und Fortgang er in seiner Vorlesung regelmäßig berichtete, spürte er dem komplizierten, sich fortwährend verändernden **Verhältnis von Wissen, Macht und Subjektivität** nach. Diese Arbeiten lassen sich kaum einmal innerhalb der engen Grenzen einzelner Disziplinen verorten; vielmehr besitzen sie eine solche Sprengkraft, dass sie bis heute immer wieder dazu zwingen, Wissensbestände und Reflexionsformen auf ganz grundsätzliche Weise neu zu befragen. Und obwohl Foucault stets eng umgrenzte Phänomene in einem klar definierten Zeitraum zum Gegenstand machte – etwa die Veränderung des medizinischen Wissens oder die Reform der Strafpraxis an der Wende zum 19. Jahrhundert –, strahlen diese Arbeiten in andere Forschungsfelder aus und regen noch immer neue Studien an.

Dass es dabei innerhalb der intellektuellen Landschaft zu beträchtlichen tektonischen Verschiebungen kommt, wurde anlässlich einer Foucault-Konferenz deutlich. Sie fand im Jahr 2001 an der Goethe-Universität statt – mithin an jenem Ort, an dem etwa achtzig Jahre zuvor das Institut für Sozialforschung gegründet worden war. Die prominenteste Teilnehmerin der Konferenz war zweifellos Judith Butler: Sie sprach an der Wirkungsstätte Adornos und Horkheimers zu einem überfüllten Auditorium über Foucaults Praxis der Kritik. Butler, die in Berkeley Komparatistik und Kritische Theorie lehrt, verzichtete darauf, die beliebte Gegenüberstellung von Kritischer Theorie vs. Poststrukturalismus und von Frankfurt vs. Paris zu bedienen, und zeigte *en passant*, dass sich wichtige Anliegen der Frankfurter Schule auf gewinnbringende Weise reformulieren lassen. Dass auch ihre eige-

nen Beiträge, die von grundlagentheoretischen Arbeiten zur Heteronormativität über Studien zur Sprach- und Sozialphilosophie bis hin zur Politischen Theorie reichen (vgl. Hark 2005), von einer dezidiert herrschaftskritischen Haltung geprägt sind, steht außer Frage – und fand eine Bestätigung, als ihr im Jahr 2012 der Adorno-Preis der Stadt Frankfurt am Main verliehen wurde.

### Michel Foucault untersucht Kliniken und Gefängnisse

Obwohl Foucault, der in einer vermögenden Familie in Poitiers aufwächst, die väterlicher- wie mütterlicherseits von Ärzten geprägt ist, dem dringenden Wunsch des Vaters nicht entspricht, sich ebenfalls der Medizin zu widmen, wendet er sich doch schon bald, nach dem Studium von Philosophie und Psychologie, diesem Wissensgebiet zu. Nachdem er sich in seinem Studium – angeleitet etwa von Louis Althusser, der in jener Zeit an der ENS Philosophie lehrt – mit klassischen Themen befasst hat, bezieht er nach kurzer Zeit eine strikte Opposition zu allen geschichtsphilosophischen Positionen und beginnt stattdessen jene Praktiken zu erforschen, durch die Grenzen reguliert werden (vgl. Gehring 2004). Ihn interessiert dabei etwa jene Trennlinie, die zwischen normal und wahnsinnig unterscheidet, wie auch jene, welche den Unterschied zwischen gesund und krank markiert. Und so ist es der Untersuchungsstil eines berühmten Arztes, der auch als Charakterisierung seiner eigenen Forschungspraxis gelten kann. In seiner historischen Studie zur Geburt der Klinik, die 1963 unter dem Titel *Naissance de Clinique* erscheint (Foucault 1991a), kommt dem Anatom Xavier Bichat, der im 18. Jahrhundert praktizierte, eine prominente Rolle zu. Von Bichats Analyse behauptet Foucault, dass sie »mitten unter den wirklichen Erscheinungen die funktionelle Komplexität in einfache



anatomische Elemente« teile und dabei stets auf die »räumliche Teilbarkeit der Dinge« abziele (ebd.: 144 f.).

Daran ist auch Foucault interessiert: Er sucht in seinen historischen Studien nicht allein die räumliche Organisation des Wissens nachzuzeichnen, sondern auch deren Folgen aufzudecken. Die frühen Arbeiten zur Psychiatrie und zur Klinik sind denn auch keine akademischen Fingerübungen, die ihm eine wissenschaftliche Karriere ermöglichen sollen; sie sind vielmehr motiviert von der Frage, welche machtförmigen Effekte von bestimmten Formen der Klassifikation ausgehen. Foucault wendet sich den Regeln zu, die bestimmte Wissensgebiete konstituieren, sowie den Akteuren und Objekten, welche dieses bevölkern. Und verliert dabei nie die Frage aus dem Auge, was diese Grenzziehungen für die davon Betroffenen bedeuten. Schon in seinen frühen Untersuchungen spürt er somit dem **Zusammenspiel von Wissensordnungen und Machtverhältnissen** nach. Er macht eben nicht nur isolierte Diskurse – etwa jene der Medizin zwischen 1770 und 1820 – zum Gegenstand, sondern nimmt neben den Institutionen auch die Professionen in den Blick, die daran beteiligt sind, und wendet sich den unterschiedlichen Formen zu, in denen sich das neue Wissen materialisiert. Einem Archäologen gleich, trägt er beharrlich Schicht um Schicht der Wissensordnungen ab, um jene Muster freizulegen, die sie organisieren. Foucault interessiert sich mithin für Grammatiken, die Wirklichkeitsbereiche konstituieren, transformieren und immer wieder neu organisieren. Dabei fällt auf, dass seine historischen Untersuchungen ihren Ausgang zumeist von Brüchen und Verschiebungen des Wissens nehmen; er sucht die Wissensordnungen in ihren Veränderungen zu beobachten und fragt danach, welche Akteure daran beteiligt sind, welche Positionen bezogen, welche Typen von Argumenten vorgetragen werden, wer von der neuen Ordnung profitiert – und wer nicht.

Was Foucault bei Bichat beobachtet, wird ihm bald auch von seinen Zeitgenossen attestiert: Wie der berühmte französische Anatom seinen kühlen Blick auf den Untersuchungsgegenstand heftete, um diesen systematisch zu zergliedern und seiner inneren Ordnung auf die Spur zu kommen, so gehe auch Foucault vor, wenn er Diskurse untersucht und einzelne Elemente isoliert: mit derselben Mischung aus Kälte, Präzision und Unbarmherzigkeit (vgl. Sarasin 2005: 68 f.).

Diese Haltung kennzeichnet in weiten Teilen auch seine Antrittsvorlesung am Collège de France, die er im Dezember 1970 hält. Obwohl er zuvor für zwei Jahre an der neu gegründeten Universität Vincennes gelehrt und sich hier mehr und mehr für politische Fragen interessiert hatte, ist seine Inauguralvorlesung doch weitgehend frei von kämpferischem Pathos. Er skizziert hier ein Forschungsprogramm für die nächsten Jahre, das denkbar weit entfernt ist von den politischen Parolen, die zu jener Zeit im (post-)revolutionären Paris ausgetauscht werden. Deutlich wird dies etwa an der leitenden Hypothese seiner Überlegungen, die er zu Beginn erläutert und die bereits den typischen Sound seiner Theoriesprache erkennen lässt: »Ich setze voraus, daß in jeder Gesellschaft die Produktion des Diskurses zugleich kontrolliert, selektiert, organisiert und kanalisiert wird – und zwar durch gewisse Prozeduren, deren Aufgabe es ist, die Kräfte und die Gefahren des Diskurses zu bändigen, sein unberechenbares Ereignishaftes zu bannen, seine schwere und bedrohliche Materialität zu umgehen.« (Foucault 1991b: 10 f.)

Foucaults Forschungsvorhaben besteht mithin darin, jene sozialen Praktiken aufzudecken, durch die Diskurse unterschiedlichster Art kontrolliert und reguliert werden. Wie dies geschehen soll, erläutert er im Rückgriff auf eine Systematik, die einzelne Verfahren aufführt. Wie auf einem Reißbrett grenzt er dabei »Ausschließungssysteme« von »internen Prozeduren« und sol-



chen Verfahren ab, die eine »Verknappung« der sprechenden Subjekte betreiben (vgl. ebd.: 11 ff.) In der zweiten Hälfte seines Vortrags erläutert er die methodischen Verfahren, die dabei zum Einsatz kommen sollen und die deutlich machen, dass er sein eigenes Vorhaben als Gegenmodell zu allen geschichtsphilosophischen Konzepten begreift. Statt noch länger – wie etwa Hegel – die Geschichte als Medium der Vernunft zu betrachten, gelte es, ein Modell der Analyse zu entwickeln, »welches erlaubt, den Zufall, das Diskontinuierliche und die Materialität in die Wurzel des Denkens einzulassen« (ebd.: 38). Foucault rechnet also mit dynamischen, kontingenten Ordnungen des Wissens, die es in ihren Verschiebungen präzise zu rekonstruieren und auf ihre machtförmigen Effekte hin zu untersuchen gilt.

Nur einen Monat nach seiner Antrittsvorlesung, die in der Welt der Gelehrten auf großes Interesse stieß, tritt Foucault erneut an die Öffentlichkeit – nun allerdings in einem ganz anderen Kontext. Am 8. Januar 1971 gründet er gemeinsam mit Daniel Defert, seinem Lebensgefährten, und dem befreundeten Philosophen Gilles Deleuze die »Groupe d'Information sur les Prisons« (G.I.P.). Nicht zuletzt ausgelöst von der großen Zahl an Inhaftierungen linker Aktivisten während der Proteste des Jahres 1968, rufen sie dazu auf, das Gefängnis als Instrument staatlicher Repression in den Blick zu nehmen (vgl. Eribon 1993). Das Programm, das er nur vier Wochen zuvor noch theoretisch und recht abstrakt entwickelt hatte, wird nun, so scheint es, praktisch und unmittelbar politisch. Die Gründer der Gruppe laden in der Folge Sachkundige und Expertinnen aller Art – Anwältinnen und Richter, Sozialarbeiterinnen und Aufseher, Betroffene und ihre Angehörigen – dazu ein, ihr Wissen zusammenzutragen, um auf diese Weise das Beschweigen des Gefängnisses durchbrechen zu können und dieses als eine Institution zu untersuchen, die diszipliniert und normalisiert. Er ziehe diese »ef-

fektive Arbeit dem universitären Geschwätz und dem Büchergekritzel« vor, lässt er in jener Zeit verlauten (zit. nach Sarasin 2005: 125).

Und doch ist es genau jene Studie, die aus der gemeinsamen Arbeit zum Gefängnis hervorgeht, die Foucault international bekannt macht und vielleicht bis heute die stärkste Resonanz erfahren hat. Obwohl er sich in dieser Gruppe leidenschaftlich engagiert, findet er die Zeit für die Arbeit an einem Manuskript, das Ende 1973 abgeschlossen ist und zu Beginn des Jahres 1975 unter dem Titel *Surveiller et punir* erscheint. Hatte sich Foucault in der G.I.P. noch dafür stark gemacht, das Regime des Schweigens zu durchbrechen und den Betroffenen Gehör zu verschaffen, legt er seine Studie nun doch historisch an: Nachdem er zunächst die *Geburt der Klinik* untersucht hatte, wendet er sich jetzt der »Geburt des Gefängnisses« zu. Aber auch diese Forschungsarbeit ist motiviert von aktuellen politischen Auseinandersetzungen. Foucault untersucht in *Überwachen und Strafen* zwar die Reform der Strafjustiz im 18. und 19. Jahrhundert, aber dies eben als Versuch, etwas zur Aufklärung zeitgenössischer Herrschaftsverhältnisse beizutragen. Seine Geschichte des Gefängnisses, die den Körper des Inhaftierten in das Zentrum rückt und dabei auch drastische Schilderungen nicht scheut, entspringt der Absicht, »die Geschichte der Gegenwart zu schreiben« (Foucault 1992: 43).

Bildungstheoretisch ist diese materialreiche Studie deshalb brisant, weil sie die Kritik am Subjekt, die in jener Zeit etwa auch von Vertretern der Philosophie und der Ethnologie vorgetragen wird, noch einmal verschärft. Das Subjekt erweist sich nicht als ein vorgängiges Phänomen, als eine Entität eigener Art, sondern erscheint nun als das Ergebnis von Praktiken der Disziplinierung. Gleichsam idealtypisch komme das in dem Entwurf des Panopticons zum Ausdruck, der von dem englischen Aufklärer und



Sozialreformer Jeremy Bentham Ende des 18. Jahrhunderts entwickelt wurde. In diesem Modell eines Gefängnisses werden Wände und Blickachsen, Verglasungen und Verspiegelungen auf eine Weise miteinander kombiniert, dass sich der Häftling permanent beobachtet wähnt – und dies eben auch in solchen Fällen, in denen der zentrale Überwachungsturm nicht besetzt ist. Weil dieser verspiegelt ist und von den Gefangenen nicht eingesehen werden kann, werden sie dazu genötigt, die kontrollierenden Blicke des Überwachungspersonals zu antizipieren – und machen sich diese schließlich zu eigen. Das »Disziplinarindividuum« geht aus dieser raffinierten Form der Überwachung hervor.

»Die schöne Totalität des Individuums wird von unserer Gesellschaftsordnung nicht verstümmelt, unterdrückt, entstellt; vielmehr wird das Individuum darin dank einer Taktik der Kräfte und der Körper sorgfältig fabriziert. Wir sind weit weniger Griechen, als wir glauben. Wir sind nicht auf der Bühne und nicht auf den Rängen. Sondern eingeschlossen in das Räderwerk der panoptistischen Maschine, das wir selbst in Gang halten – jeder ein Rädchen.« (Ebd.: 278 f.)

Das Anstößige von Foucaults Studie besteht nun darin, dass er das Panopticon nicht allein als Prototypen einer bestimmten Form der Gefängnisarchitektur interpretiert, sondern als Ausgeburt einer neuen Spielart der Macht, die hier exemplarisch studiert werden kann, die also längst auch ganz andere Bereiche der Gesellschaft prägt. Das Absehen von physischem Zwang und die Internalisierung von Machtverhältnissen lasse sich auch in Kliniken und Fabriken, in der Psychiatrie und in Schulen beobachten. Nicht allein bei den »Verurteilten« könne daher auf den Einsatz von Gewaltmitteln verzichtet werden, um ein regelkonformes Verhalten zu erzwingen; dies treffe auch für die »Wahnsinnigen«

und die »Arbeiter«, die »Kranken« und die »Schüler« zu. Sie alle, so Foucault, seien »zum Prinzip der eigenen Unterwerfung« geworden (ebd.: 260).

Er verabschiedet sich daher von dem alten Schema der Kritik, das an zentraler Stelle mit dem Begriff des Subjekts arbeitete, und wendet sich stattdessen solchen Verfahren zu, über die es erzeugt wird. Foucault erforscht somit jenes Geflecht aus sozialen Praktiken und Akteuren, durch das aus Individuen Subjekte werden. Er scheint sich dabei an einem Kräfteparallelogramm zu orientieren und an sich überkreuzenden Bewegungen und Linien. Statt also eine abstrakt-philosophische Kritik am Konzept des Subjekts zu formulieren, wendet er sich ungleich kleinteiligeren Fragestellungen zu, die sich empirisch erforschen lassen. Mit einer vergleichbaren Liebe zum Detail, die er schon in seinen Studien zum Wahnsinn und zur Klinik hatte erkennen lassen, wendet er sich nun dem Gefängnis zu – und studiert juristische Erlasse, architektonische Grundrisse und räumliche Arrangements; er interessiert sich für Praktiken der Rechtsprechung wie für solche der Bestrafung. Foucault geht also von dem Zusammenspiel der Hervorbringung juristischen Wissens, der Ausprägung machtformiger Disziplinierungspraktiken und der Entstehung entsprechender Formen von Subjektivität aus. Wie diese Kräfte aufeinander wirken – ob sie sich blockieren, neutralisieren oder wechselseitig stimulieren –, lässt sich vorab nicht entscheiden; es muss gleichsam »vor Ort«, konfrontiert mit dem empirischen Material, untersucht werden.

So singulär diese Forschungspraxis und die damit verbundene Absage an das Subjekt zunächst erscheinen mögen, Foucault ist mit dieser Stoßrichtung seiner Arbeiten durchaus nicht allein; er weiß sich verbunden mit einer Vielzahl von Kollegen. Diese arbeiten zwar zumeist in anderen Disziplinen, aber sie alle eint doch der Impuls, nach der Verklärung des Subjekts ein neues



Kapitel aufzuschlagen. Und so erläutert er Ende der 1970er Jahre in einem ausführlichen Interview, was ihn mit dem Psychoanalytiker Jacques Lacan, dem Ethnologen Claude Lévi-Strauss, dem Marxisten Louis Althusser oder dem Zeichentheoretiker Roland Barthes verbindet:

»Die Vorstellung, dass das Subjekt nicht die Grund- und Ursprungsform ist, sondern sich durch eine Reihe von Prozessen bildet, die selbst nicht der Subjektivität angehören, sondern einer Ebene, die offenbar sehr schwer zu bezeichnen und sichtbar zu machen ist, die aber fundamentaler und ursprünglicher als das Subjekt selbst ist, diese Vorstellung tauchte einfach nicht auf. Das Subjekt hat eine Genese, eine Bildung, eine Geschichte; es ist nicht ursprünglich.« (Foucault 2005a: 741)

Dieser Genese nachzuspüren, die Bildung des Subjekts zu rekonstruieren kann als ein Zentrum von Foucaults Arbeiten gelten. Dabei muss daran erinnert werden, dass es »das Subjekt« im Singular für ihn nicht gibt. An dessen Stelle tritt nun die Analyse von Praktiken der Subjektivierung, also die empirische Erforschung jener Verfahren, durch die Subjekte gebildet werden.

Dass sich Foucault schon früh auch für solche Subjektivierungspraktiken interessierte, die weniger repressiv sind, wurde hierzulande lange Zeit kaum zur Kenntnis genommen. Es ist wohl auch der Übersetzungspraxis und Veröffentlichungspolitik mancher Verlage geschuldet, dass er im deutschsprachigen Raum lange Zeit fast ausschließlich als Theoretiker der Disziplinierung gelesen wurde. Und dies, obwohl er schon Ende der 1960er Jahre einige Texte der Beobachtung gewidmet hatte, dass sich Ordnungen – seien es solche des Wissens oder auch solche der Gewalt – nie vollständig durchsetzen. Es müsse immer mit Orten des Widerstands, mit Nischen und Lücken, gerechnet werden. Diese Orte, die geeignet sind, herrschende Ordnungen zu destabi-

bilisieren und zu unterlaufen, nennt er »Heterotopien« (vgl. Foucault 2005b; Klass 2012). Sie gelten ihm als Widerlager aller Bemühungen um die Festschreibung der herrschenden Verhältnisse. Es ist daher unzulänglich, ein Gefängnis, eine Fabrik oder etwa eine Schule nur auf Praktiken der Disziplinierung hin zu beobachten; stattdessen wäre damit zu rechnen, dass die Versuche der Stillstellung immer wieder auch auf Widerstände treffen, dass sie Protest und Aufbegehren provozieren (vgl. Rieger-Ladich/Grabau 2015).

Wertet man diese kleineren Texte nicht als bloße Gelegenheitsarbeiten ab, lassen sich auch die späten Studien Foucaults leichter einordnen. Als er sich zu Beginn der 1980er Jahre der Antike zuwendet und griechische wie auch römische Schriften studiert – etwa zur Praxis des Tagebuchschreibens –, ist dies noch immer motiviert von der Suche nach Selbstverhältnissen, die weniger gewaltförmig sind (vgl. Foucault 1993). Auch in diesen Arbeiten geht es um die Genese des Subjekts, um die Ausarbeitung seiner selbst, um den Versuch, »nicht länger dermaßen regiert zu werden«. Die Arbeit an sich selbst, die lange Zeit in bildungstheoretischen Diskussionen prominent war, kehrt nun wieder – aber eben in veränderter Gestalt. Sie findet in einem Dickicht von Diskursen statt, sie wird betrieben innerhalb von sich überkreuzenden Machtverhältnissen und sie kennt kein souveränes Subjekt, das sich selbst zum Entwurf wird.

### Judith Butler verknüpft Verletzbarkeit mit Widerständigkeit

Judith Butler – 1956 geboren und damit die jüngste derer, die hier diskutiert werden – wächst in Cleveland, Ohio, auf, in einer jüdischen Familie, die ihren Glauben praktiziert und sich auch politisch engagiert. Sie besucht eine jüdische Schule und befasst



sich schon früh, noch als Jugendliche, mit Fragen jüdischer Ethik. An der Yale University studiert sie Philosophie und verbringt, ausgestattet mit einem Stipendium, Ende der 1970er Jahre ein akademisches Jahr an der Universität Heidelberg. In dieser Zeit setzt sie sich intensiv mit dem Deutschen Idealismus auseinander, nicht zuletzt mit Hegel, den sie auch in ihrer Dissertation behandelt. Nach ersten Beiträgen zur feministischen Theorie publiziert sie 1990 ihr Buch *Gender Trouble* und wird gleichsam über Nacht zu einer international diskutierten Intellektuellen. Ganz unabhängig davon, ob man ihre Kritik heteronormativer Ordnungen in jedem Detail nachvollzieht und teilt, scheint es mir unstrittig, dass in den vergangenen Jahrzehnten kein anderes Buch die Debatten der Geschlechterforschung so sehr geprägt hat wie ihre schmale, aber sehr anspruchsvolle Schrift.

Nur ein Jahr darauf lag bereits die Übersetzung vor und provozierte auch hierzulande erregte Debatten, in denen nicht eben selten Vertreterinnen unterschiedlicher Generationen der Frauenerforschung und -bewegung aufeinandertrafen. Viele Konflikte entzündeten sich seinerzeit an der Frage, wie innerhalb des Feminismus auf die Herausforderungen des Poststrukturalismus zu reagieren sei: Was bleibt vom politischen Projekt des Feminismus, wenn die Kategorie des Subjekts auf grundlegende Weise problematisiert und Geschlechtsidentität als diskursiver Effekt betrachtet wird? Was kann noch als Grundlage des gemeinsamen Engagements betrachtet werden, wenn das Geschlechterverhältnis als kontingente, symbolische Ordnung in den Blick gerät? Von wo aus und mit welcher Legitimität kann einer patriarchalen, sexistischen und homophoben Gesellschaft noch der Kampf angesagt werden? Mit Fragen dieser Art sah sich Butler, die kurz nach Erscheinen von *Gender Trouble* nach Berkeley wechselte, konfrontiert (vgl. Hark 2005; Casale/Windheuser 2019).

Wirft man einen Blick auf ihre Entgegnungen, zeigt sich schnell, wie viel sie den Arbeiten Foucaults verdankt; zugleich wird aber auch deutlich, inwiefern sie dieses Theorieprojekt konzeptionell weiterentwickelt und ihm neue Möglichkeiten erschließt. Zunächst ist es aufschlussreich, wie Butler auf die Vorhaltungen reagiert, eine geteilte Identität sei zwingend notwendig, um gemeinsam politisch agieren zu können. Auf diese Annahme reagiert sie in dem Vorwort zu *Gender Trouble* und hält fest, dass es theoretisch wenig überzeugend sei, das weibliche Erleben als einen vordiskursiven Raum zu konzipieren. Allen Bestrebungen, mit der Kategorie des Authentischen zu operieren und diese für den Bereich des Weiblichen zu reservieren, tritt sie strikt entgegen:

»Die genealogische Kritik lehnt es ab, nach den Ursprüngen der Geschlechtsidentität, der inneren Wahrheit des weiblichen Geschlechts oder einer genuinen, authentischen Sexualität zu suchen, die durch die Repression der Sicht entzogen wurde. Vielmehr erforscht die Genealogie die politischen Einsätze, die auf dem Spiel stehen, wenn die Identitätskategorien als *Ursprung* und *Ursache* bezeichnet werden, obgleich es in Wirklichkeit *Effekte* von Institutionen, Verfahrensweisen und Diskursen mit vielfältigen und diffusen Ursprungsorten sind. Die Aufgabe der vorliegenden Untersuchung ist, sich auf solche definierenden Institutionen: den Phallogozentrismus und die Zwangsheterosexualität zu zentrieren – und sie zu dezentrieren.« (Butler 1991: 9)

Statt also identitätstheoretisch zu argumentieren, komme es darauf an, in der Analyse des Geschlechterverhältnisses strikt relational zu verfahren: So wenig es vordiskursive Erfahrungen des »Weiblichen« gebe, so wenig gebe es authentische Erfahrungen des »Männlichen«; beide Positionen seien stattdessen als Elemente einer symbolischen Geschlechterordnung zu betrachten, die Bedeutung einzig über Differenz stifte. Diese Ordnung ist



nun insofern gewaltförmig, als sie reguliert, welche Formen geschlechtlichen Begehrens zu einer bestimmten Zeit und in einer bestimmten Gesellschaft als anererkennungsfähig gelten. Folgt man dieser Argumentation, ist es auch nicht länger überzeugend, mit der binären Unterscheidung von biologischem und sozialem Geschlecht (engl. *sex* und *gender*) zu operieren, weil auch die Biologie keinen vordiskursiven Bereich bezeichnet. Auch die Rede von primären und sekundären Geschlechtsmerkmalen ist durchaus nicht »unschuldig«, sondern verweist auf hegemoniale Diskurse. Butler reagiert daher auf die wissenschaftlichen Diskurse, die eine Naturalisierung kultureller Praktiken der Unterscheidung und Bezeichnung betreiben, indem sie diese machtkritisch rekonstruiert. Die Absicht ihres Buches bestehe darin, so Butler, »die Bahnen nachzuzeichnen, auf denen die Geschlechter-Fabeln (*gender fables*) die Fehlbenennung natürlicher Fakten etablieren und in Umlauf bringen« (ebd.: 12).

Nicht weniger interessant ist ihre Entgegnung auf die Behauptung, für politische Aktionen und soziale Bewegungen sei die Kategorie des Subjekts unverzichtbar. In einem Vortrag, den sie 1990 bei einem Kolloquium mit dem Titel »Feminism and Postmodernism« hält, wendet sie die Überlegungen Foucaults zur Subjektivierung reflexiv – und macht dabei nicht nur den feministischen Diskurs zum Gegenstand, sondern auch die eigene Sprecherposition: »Wer spricht, wenn ›ich‹ zu Ihnen spreche? Welches sind die institutionellen Geschichten von Unterwerfung (*subjection*) und Subjektivierung (*subjectivation*), die mich hier und jetzt in eine Position stellen?« (Butler 1993: 40) Das Ringen um Anerkennung finde nicht nur jenseits der feministischen Community statt, sondern auch innerhalb des wissenschaftlichen Feldes. Auch der feministische Diskurs müsse daher als eine Arena betrachtet werden, in der um Aufmerksamkeit, Wertschätzung und Zustimmung gerungen wird. Und auch hier gibt es keine

souveränen Akteure, keine Subjekte, die jene sozialen Praktiken, denen sie sich verdanken, kontrollieren könnten: »Kein Subjekt ist sein eigener Ausgangspunkt.« (Ebd.: 41)<sup>20</sup>

Von besonderem bildungstheoretischen Interesse sind nun jene Arbeiten Butlers, in denen sie an späte Studien Foucaults anknüpft und diese konsequent weiterführt. Werde Macht nicht länger ausschließlich repressiv gedacht, sondern auch als ein produktives Vermögen, gerate sie als jenes Bündel von Kräften in den Blick, das Subjekte »allererst bildet oder formt« (Butler 2001: 7). Macht gilt dann nicht mehr als Synonym für Unterdrückung und Unterwerfung, sondern kann nun auch als ein Vermögen betrachtet werden, das gleichsam ins Leben ruft, das einer Existenz ihre besondere Gestalt verleiht.

Allerdings moniert Butler, dass Foucault dieses Geschehen nicht immer hinreichend kleinteilig untersucht habe; seine Analysen fielen bisweilen zu grobmaschig aus. Das komplizierte Ineinander von Unterwerfung und Ermächtigung müsse in seiner verwirrenden Widersprüchlichkeit sehr viel präziser herausgearbeitet und analysiert werden. Diesem anspruchsvollen Versuch ist ihr Buch *The Psychic Life of Power* gewidmet. Ungleich besser als die deutsche Übersetzung, die den Untertitel mit »Das Subjekt der Unterwerfung« wiedergibt, kennzeichnet das Original ihr Anliegen: »Theories in Subjection« zeigt an, dass sie sich hier mit unterschiedlichen Versuchen befasst, Subjektivierungspraktiken zu analysieren. In systematischer Hinsicht vielleicht noch wichtiger als die Lektüren von Hegel und Nietzsche, Freud und Lacan, die sie hier betreibt, ist ihre Auseinandersetzung mit Louis Althusser. Sie wendet sich dessen berühmtem Beitrag zur Debatte um den Ideologiebegriff zu und interpretiert diesen nun strikt subjekttheoretisch. Dabei ist ihre Absicht deutlich erkennbar, damit die Voraussetzungen dafür zu schaffen, Praktiken der Subjektivierung künftig genauer untersuchen zu können, als dies



etwa Foucault praktizierte. Dieser habe, so Butlers Kritik, nicht allein die psychische Dimension der Subjektivierung vernachlässigt, sondern auch den Möglichkeiten, Widerstand zu leisten, nicht immer die notwendige Aufmerksamkeit gewidmet. Eben dies, die kritische Rückwendung auf jene Kräfte, welche die Subjektivierung betreiben, hatte sie auch schon in ihrer stilbildenden Studie zum Gegenstand gemacht und als »Resignifizierung« bezeichnet (vgl. Butler 1991).

Im Zentrum ihrer Althusser-Lektüre steht die Interpretation von dessen Theorie der Anrufung. Althusser schildert in einer viel zitierten Passage seines Textes eine Szene, in der ein Polizist einen Passanten, der dabei ist, die Straße zu überqueren, mit den Worten »He, Sie da!« anruft, worauf dieser sich umwendet und sich als Adressat dieser Anrufung zu erkennen gibt (oder sich dazu macht). Interpretiere man diese Anrufung nun gleichsam als die »Urszene« (Saar) der Subjektbildung, müsse, so Butler, das Augenmerk auch auf deren Voraussetzungen gelenkt werden. Es müsse geklärt werden, weshalb sich der Passant umdrehe und als Adressat erweise. Ohne über dessen Innenleben nachzudenken, lasse sich diese Frage kaum befriedigend beantworten. Wir müssen daher, so Butler, eine gewisse Empfänglichkeit für Anrufungen annehmen – und erst von nachrangigem Interesse sei es, ob wir nun ein »Gewissen« unterstellen oder das »Begehren«, von den Angehörigen der (staatlichen) Autorität gesehen zu werden (vgl. Butler 2001: 106). Aber, und hierauf legt sie besonderen Wert, mit der Unterstellung einer solchen Empfänglichkeit gehe eben nicht die Preisgabe von Kritikfähigkeit einher. Genauer formuliert: Ohne eine solche Adressierbarkeit vorzusetzen, lassen sich Kritik und Widerstand überhaupt nicht denken:

»Die Möglichkeit einer kritischen Sicht auf das Gesetz wird somit beschränkt durch das, was man als ursprüngliches Verlangen nach dem Ge-

setz bezeichnen kann, als leidenschaftliche Komplizenschaft mit ihm, ohne welche kein Subjekt existieren kann. Denn damit das ›Ich‹ seine Kritik anbringen kann, muss es zunächst einmal verstehen, daß das ›Ich‹ selbst von seinem komplizenhaften Begehren des Gesetzes abhängt, das seine eigene Existenz erst ermöglicht.« (Ebd.: 103)

Damit wird deutlich, dass Butler sehr viel stärker an der psychischen Dimension des Subjekts interessiert ist als Foucault; und dies ist auch der Grund dafür, dass sie sich mit psychoanalytischen Ansätzen auseinandersetzt. Gleichwohl hält sie an der Kritikfähigkeit des Subjekts fest. Butler lässt keinen Zweifel aufkommen, dass sie daran interessiert ist, »eine andere Art von Wendung« zu denken, also das, was sie eine »kritische Desubjektivation« nennt (ebd.: 122).

Zugleich ist dies der systematische Ort, von dem aus die Bildung des Subjekts begrifflich neu gefasst werden kann: Auch wenn man eine grundsätzliche Empfänglichkeit für autoritäre Anrufungen zugesteht, kommt es eben nicht zu einer restlosen Unterwerfung, zur vollständigen Kapitulation; vielmehr wird, so Butler, gerade im Moment der Adressierung auch die Möglichkeit zur widerständigen Praxis freigesetzt. Machtverhältnisse sind daher nicht einfach repressiv, sondern erweisen sich bisweilen auch als ermächtigend. Obwohl sich das Subjekt als verletzbar erweist, wird es dadurch nicht einfach zum Opfer der herrschenden Verhältnisse (vgl. Janssen 2018); es kann sich gegen jene Bedingungen, denen es seine Existenz verdankt, wenden – und sich für veränderte Arrangements, für andere Praktiken der Anrufung einsetzen. Und dies, weil auch das Geschlechterverhältnis keinen Rückhalt in einer unumstößlichen Ordnung der Dinge besitzt: Als symbolische Ordnung ist es darauf angewiesen, wiederholt bestätigt, von den betroffenen Akteuren immer wieder neu aufgeführt und gleichsam ratifiziert zu werden. Genau darin



besteht auch deren Macht: Sie können die symbolische Ordnung verändern, indem sie Verschiebungen vornehmen, die Bestätigung verweigern und sich für neue Formen dessen einsetzen, was als anerkenbar gilt; sie können sich die performative Verfasstheit symbolischer Ordnungen zunutze machen, neue Formen der Intelligibilität erzeugen und dergestalt das Register dessen, was als »vernünftig« und »normal« gilt, verändern und erweitern.

Zugleich wird mit dieser subjektivierungstheoretischen Reformulierung von Fragen der Bildung einmal mehr deutlich, dass diese eminent politisch sind. Butler erinnert eben nicht allein daran, dass die elementare Verletzbarkeit zur *conditio humana* gezählt werden muss; sie weist auch nach, dass Gewaltrisiken und Verletzbarkeiten im globalen Maßstab höchst ungleich verteilt sind – also nicht allein zwischen Männern und Frauen, Heterosexuellen und Homosexuellen, sondern auch zwischen Weißen und Schwarzen sowie zwischen jenen, die in den Ländern des Globalen Nordens und denen des Globalen Südens leben. Butler plädiert also nachdrücklich dafür, die Frage der Anerkenbarkeit von Lebensentwürfen nicht nur mit Blick auf das einzelne Individuum zu diskutieren, sondern auch auf soziale Gruppen. Es gelte, so die Ausgangsthese ihrer Studie *Frames of War*, den Fokus von der wechselseitigen Anerkennung durch Individuen ganz gezielt auf deren strukturelle Voraussetzungen zu verschieben. Im Wissen um die vielfältigen Abhängigkeitsbeziehungen, die Menschen einzugehen gar nicht umhinkönnen, seien jene machtförmigen Diskurse zu untersuchen, welche diese organisieren und regulieren. Und so fragt sie in ihrem Buch auch danach, wie sich die Bedingungen für ein »lebbares Leben auf egalitärer Basis« sichern lassen (Butler 2010: 28). Anders formuliert: Wie lässt sich auch politisch auf die Beobachtung reagieren, dass der »geteilte Gefährdungszustand« augenscheinlich nicht zwingend

zu einer Kultur wechselseitiger Anerkennung führt, sondern zur Ausbeutung solcher sozialer Gruppen, die innerhalb der hegemonalen Ordnung »nicht ganz als Leben zählen und als »zerstörbar« und »unbetrauerbar« gelten« (ebd.: 36)?

Es ist offensichtlich, dass die Arbeiten Foucaults und Butlers dem bildungstheoretischen Diskurs neues Terrain erschlossen haben. Indem sie das Subjekt in ihren Studien immer weiter »dezentrieren« und sich den sozialen Praktiken zuwandten, über die Subjekte erzeugt werden, eröffnen sie der Reflexion von Bildung neue theoretische, methodische wie auch forschungspraktische Optionen. Wird Bildung als Geschehen der Subjektivierung reformuliert, wie beide dies – eher implizit als explizit – betreiben, gerät diese auf eine veränderte Weise in den Blick. Im Fokus steht dann nicht länger ein opakes, geheimnisvolles inneres Geschehen, das Außenstehenden kaum zugänglich ist. Indem Bildung prozessförmig gedacht wird, rückt sie als ein sozial situiertes Geschehen in den Blick, das über Beobachtungen systematisch erschlossen werden kann. Subjektivierung, die sich im Medium sozialer Praktiken vollzieht, besitzt somit immer eine räumliche und zeitliche, eine materielle und soziale Dimension (vgl. Rieger-Ladich 2020b). Wird Bildung daher als ein Geschehen der Subjektivierung gefasst, kann sie systematisch beobachtet, empirisch erforscht und historisch rekonstruiert werden. Sie wird damit als ein komplexes und hybrides Geschehen konzipiert, in das vielfältige Akteure involviert sind: Dazu zählen durchaus Personen und Individuen, aber eben auch Organisationen und Institutionen, Dinge und Artefakte sowie technische Arrangements und symbolische Ordnungen.

Noch stärker als Foucault, der zunächst Subjektivierung als Disziplinierung interpretierte, hat Butler in ihren Beiträgen auf widerständige Kräfte hingewiesen. Dabei ist zu berücksichtigen,



dass sie – im Unterschied zu Althusser, der in seiner Theorie der Anrufung Subjektivierung als einmaligen Akt zu denken scheint – stets das Augenmerk auf die Prozesshaftigkeit von Praktiken der Subjektivierung lenkt. Die Bildung des Subjekts vollzieht sich über Rituale und Übungen, über Konventionen und Habitualisierungen; aber so prägend diese Praktiken auch sind, sie führen doch nie dazu, dass sich hegemoniale Diskurse und dominante Dispositive auf identische Weise reproduzieren. Indem Butler, gestützt auf sprachphilosophische Überlegungen und ihre Auseinandersetzung mit dem Werk Jacques Derridas, das Ringen um die Erweiterung der eigenen Handlungsmöglichkeiten herausstellt, regt sie zugleich auch Forschung zu jenen Formen an, in denen das pädagogische Personal und Einrichtungen des Bildungssystems in Subjektivierungspraktiken involviert sind (vgl. Ricken/Balzer 2012; Simons/Masschelein 2016).

Es wird künftig zu beobachten sein, ob sich hier ein Muster wiederholt, das sich bei den jüngeren Vertretern der *Cultural Studies* beobachten lässt: Als Reaktion auf die Dominanz ökonomischer Theoreme in den Anfängen des CCCS neigen sie bisweilen dazu, diese Dimension nun fast vollständig auszublenden und nur noch den Eigensinn des widerständigen Subjekts zu feiern. Eine ähnliche Gefahr besteht, wenn die Erforschung von Praktiken der Subjektivierung ein besonderes Interesse am Phänomen der Widerständigkeit erkennen lässt. Dass dies durchaus kein Automatismus sein muss, zeigen die Arbeiten des Graduiertenkollegs »Selbst-Bildungen«, das seit 2010 an der Universität Oldenburg angesiedelt ist. Hier werden von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern unterschiedlicher Disziplinen Praktiken der Subjektivierung erforscht – zeitgenössische wie auch historische. In der Skizze des leitenden Forschungsinteresses wird das erklärte Interesse daran deutlich, Praktiken der Subjektivierung in ihrer ganzen Ambiguität in den Blick zu nehmen:

»Wenn wir von Subjektivierung sprechen, interessieren wir uns dafür, wie Individuen durch ihr Engagement in sozialen Praktiken Welt- und Selbstverhältnisse eingehen, die es ihnen ermöglichen, nicht nur reproduzierend, sondern auch transformierend oder subversiv in der sozialen Welt tätig zu werden: Praktiken und ihre Subjekte konstituieren sich, so unsere These, gegenseitig und verändern somit auch ihre Gestalt.« (Alkemeyer 2013: 33 f.)

Bildungstheoretisch von besonderem Interesse wird überdies sein, auch den möglichen Verlust dieser Reformulierung zu bilanzieren. Dafür hat sich unlängst Norbert Ricken (2019) in einem Band ausgesprochen, der aus bildungsphilosophischer Perspektive das Verhältnis von Bildung und Subjektivierung diskutiert und problematisiert. Zu fragen ist daher auch, wie sich die Studien zu Subjektivierungspraktiken im Hinblick auf normative Fragestellungen verhalten. Bleiben die Autoren indifferent zu jenen Fragen, die um Kritikfähigkeit, Widerständigkeit und Handlungsspielräume kreisen, oder positionieren sie sich auf erkennbare Weise?